

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Frühling.

Von Arno Holz.

1.

Die Ammer stöfet tief im Grund,  
Der Frühling blüht mein Herz gesund.  
Ueber die Augen halt ich die Hand,  
Schimmernd liegt vor mir das Land.  
Schimmernd, wie ein goldner Rauch,  
Ueber allen Dingen ruht ein Hauch.  
Ueber die ganze Welt, ungesehn,  
leise, leise Sonntagsglocken gehn.  
Die Ammer stöfet tief im Grund,  
der Frühling blüht mein Herz gesund.

2.

Auf der grünen Hallelujawiese  
gehst es jetzt zu wie im Paradiese.  
Da blüht der Himmel wie blaue Seide  
mit Cämerwölkchen weiß wie Kreide.  
Und aus den Blumen, pardanz in die Wurzeln,  
hunderttausend kleine Engelchen purzeln.  
Die Welt ist groß, was ist dabei,  
Habermus und Kindergeschrei.  
Schnell die Patzshand, schlingt den Tanz,  
Ringelringetrosefrenkranz!

3.

Und mitten, mitten in all dem Lenz,  
da steht meine Liebste und sticht sich Kränze!  
Mit blauen Schuhen und roten Haßen,  
Ein Ding, wie aus Marzipan gebacken!  
Ihr schlägt das Herzchen, wo bleibt der Hans?  
Blumen, Blumen in seinen Kranz!  
Blumen, Blumen, soviel es gibt,  
für ihn, für ihn, der mich liebt, der mich liebt!  
Grillengezirp, Lerchengesänge,  
sich überlautmelnde Schmetterlinge!

### Der Rat des Narren.

Von Juhaní Aho.

Auf dem Marktplatz einer kleinen Stadt zwischen Rathaus und Dom sind Folterwerkzeuge aufgestellt: Daumschrauben, Stühle und Fässer mit langen spitzen Nägeln, glühenden Zangen . . .

In der Mitte des Platzes brennt ein Scheiterhaufen, bestimmt, den Kezer aufzunehmen, wenn er sich weigern sollte, seine Irrlehren zu widerrufen.

Man schleppt den Frevler herbei.

Man hängt ihn an den Händen auf und bindet schwere Bleigewichte an seine Füße. Die Sehnen drohen zu zerspringen, aber dennoch schreit der Gequälte nur: „Ich widerrufe nicht! Ich gestehe nicht! Ich gebe nicht nach! . . .“

Man setzt den Kezer auf den Marterstuhl. Die langen, spitzen Nägel wühlen sich ins Fleisch. Aber nur mit noch festerer Stimme, mit noch größerem Trotz protestiert der Gepeinigte. Er schleudert seine Anklagen gegen die Foltersknechte und gegen das Volk, das ringsum steht, das die Straßen füllt und die Fenster und Dächer der Häuser dicht belagert und schweigend das Schauspiel beobachtet.

Vergeblich brennt man das Opfer mit glühenden Zangen. Es wird nicht gefügig, es gibt nichts zu.

Der Kardinal, der Großinquisitor, der auf Befehl des Papstes selbst herangereist kam, um die Irrlehre mit der Wurzel auszurotten, wird ungeduldig; er weiß nicht mehr, was er mit dem Unbeugsamen beginnen soll. Ein freiwilliges Losgehen vom Kezerglauben, eine freiwillige Unterwerfung wäre ihm das Angenehmste. Dadurch bliebe ihm das Allerbeste erspart: das Verbrennen des Kezers auf dem

Scheiterhaufen. Dieses letzte Mittel besitzt nämlich, wie der Kardinal weiß, in den Reihen der Oberen wenig Zuneigung.

Auf dem Balkon des Rathauses, wo er, bekleidet mit dem roten Inquisitorenengewand, Platz genommen hat, läßt der Kardinal die Fenster kommen. Durch sie läßt er dem Beschuldigten, seinem Geslecht und sogar der ganzen Stadt ewige Vergebung zusichern für den Fall, daß er widerrufe.

Mit Geringschätzung nimmt der Märtyrer die Mitteilung entgegen.

Die Geduld des Kardinals ist erschöpft.

In wütendem Zorn befiehlt er, dem Starrsinnigen die linke Hand abzuschlagen.

Trotzig hält der also Verstümmelte auch seine rechte Hand hin. Und je größer die Qualen des Gefolterten, je entseßlicher seine Leiden, um so lauter ertönt seine Proteststimme. Sie braust durch Straßen, sie dringt durch die Wände der Gebäude und sie ist noch weit hinter der Stadtmauer zu vernehmen.

Schweiß perlt auf der Stirn des Kardinals. Er hat Befehl, den Kezer zu zwingen. Wenn nun aber alles erfolglos bleibt? Dem Inquisitor droht Ungnade beim Heiligen Vater und beim Kollegium der Kardinäle.

„Woher die unnatürliche Kraft?“ wendet er sich an seine Umgebung. Niemand weiß Antwort zu geben. Alle anderen hatten bisher gestanden, sobald sie der Folter unterworfen wurden.

Da tritt der Hofnarr, den der Kardinal immer noch mit sich führt, aus dem Hintergrund und bittet um Erlaubnis, sprechen zu dürfen. „Rede!“ befiehlt der Kardinal.

„Verstopfen Sie dem Widerspenstigen den Mund! Das Schreien erleichtert die Leiden. Sie verdoppeln seine Pein, wenn Sie ihm die Möglichkeit zum Schreien nehmen.“

„Ein närrischer Rat! Wenn wir ihm den Mund schließten, dann wird er seine Sünde nicht bekennen, wird seine Irrlehren nicht widerrufen können.“

„Schweigen heißt gestehen!“

„Du bist gescheit, Narr!“ rief freudig der Großinquisitor. „Dein Rat ist genial!“

Der Rat des Narren wird sofort ausgeführt. Der Mundverschluß ist angelegt und die Enden des Strides sind in einem Knoten im Nacken des Delinquenten festgeknüpft.

Und ob man den Kezer jetzt an das Gerüst hängt, ob man ihn auf den Marterstuhl setzt und mit glühenden Zangen brennt — er schweigt.

Als aber das Volk nicht mehr seine Stimme vernimmt, schreiet es plötzlich empor und beginnt selbst zu schreien. Von dem Platze, auf den Straßen, aus den Fenstern, von den Dächern der Häuser ertönt ein vereinter, gewaltiger Schrei, der alles erzittern macht. „Widerrufe nicht! Gib nicht nach! Gesteh nicht!“

Und er gestand nicht. Zwar wurde er zum Schweigen gezwungen, doch das Schreien des Volkes erleichterte ihm seine Qualen und gab ihm Mut.

Er starb unter den Händen der Henker.

Und nun erschütterte ein Donnerschrei, ein Schrei des Jubels die Luft: „Er hat nicht widerrufen! Er hat nicht gestanden! Nicht nachgegeben hat er!“

In sinnloser Wut rautete sich der Kardinal das Haar.

Der Narr aber lachte schadensreich. Das war sein Rat, der das ganze Volk zwang, seine Stimme zu erheben, weil man einen zum Schweigen brachte.

In Wahrheit waltet Gott weder in den Konservativen noch in den Christlichsozialen, sondern in den Sozialdemokraten. . . . Sie träumen von einer allgemeinen Weltverbrüderung und sorgen für die momentanen Interessen der Armen. Sie sind Schwärmer und Irre im Urteil der Menschen, und wirken, was kein Vernünftiger zustande gebracht. Sie werden verspottet und verhöhnt um ihrer „Phantasten“ willen und gefürchtet um ihrer Taten willen. Sie sind unwiderstehlich. Sie sind allein lebendig, kräftig, gesund.

Warren Kutter („Sie müssen“)

## Blühende Kastanien.

Von Eduard Dypel.

Zu den stattlichsten Laubbäumen zählt unsere Kofkastanie, die foeben ihre Taufende und Abertausende von Blütenkerzen aufgefetzt hat. Kein Naturfreund sollte verabsäumen, sich dieses geheimnisvolle Myfterium der blühenden Kastanie einmal näher anzuschauen. Nicht am prachtvollen Gesamtbilde des mit seinen wuchtigen Aesten weit-ausladenden Baumes allein soll man seine Freude haben, die Natur will auch im kleinsten gewürdigt sein, und sie ist darin oft am allergrößten!

Wer die Blüten aufmerksam betrachtet, findet zweierlei Färbung: gelb oder rot. Die gelb getupften Blüten sind die jüngeren. Die gelben Saftmale reizen die Insekten, hier vor allem die Hummeln, die für ihren Liebesdienst der Pollenstaubübertragung den Univerfal-dank der Blumen in Form von Honigseim erhalten. In wunderbarer Weise ist die Blüte dem Anflug der Hummeln angepaßt. Die unten stehenden Blüten sind vornehmlich weiblich, die oberen entwickeln dagegen hauptsächlich die männlichen Organe, während in der Mitte beide Geschlechter vereinigt auf einer Blüte vorkommen, wenn auch — wieder aus biologischen Gründen — die Narbe und die Staubfäden zu verschiedener Zeit reif werden. Dadurch, daß die weiblichen Blüten mehr am Grunde der Rispe sitzen, haben die Früchte besseren Halt. Auf die Intimitäten der interessanten biologischen Einrichtungen der Einzelblüte wollen wir nicht näher eingehen.

Die Heimat der Kofkastanie (*Aesculus hippocastanum*) war lange umstritten. Manche vermuteten sie in Persien, Indien oder im Himalaja, andere behaupteten, der Baum sei 1575 oder 1576 durch den Botaniker Clusius über Konstantinopel nach Wien gekommen; wieder andere wollten wissen, daß dieser Forscher zuerst die Kastanie aus Samen gezogen habe, den er 1576 von dem kaiserlichen Internuntius David von Ungran aus Konstantinopel erhalten habe. 1565 schon soll der alte Botaniker Matthiolus den Baum erstmals als *Castanea equina* (von lateinisch *Equus* = Pferd) abgebildet haben. Andere führen den Namen auf Linné zurück. *Aesculus* (oder *esculus* von *edere* = essen) hieß bei den Alten die immergrüne Speiseeiche, Linné übertrug den Namen auf die Kastanie, denn das Beiwort *hippocastanum* (mit dem griechischen *hippos* = Pferd zusammenhängend) findet sich zuerst in der Linnéschen Nomenklatur. Jedenfalls fütterten die Türken schon lange die Früchte an die Pferde, und wahrscheinlich hat dieser Brauch zu dem Namen geführt. Auch heute noch soll die Kastanienfrucht, gemahlen unter das Pferdefutter gemengt, gut gegen allerlei Krankheit sein. Die Rinde ist arzneilich und enthält Gerbstoff. In pulverisierter Form wurden die Früchte früher schon zu Kleister und statt Seife benutzt.

Die Alten kannten also manche Eigenschaften der Kofkastanie schon ziemlich genau, wenn es auch noch lange dauerte, bis die Wissenschaft zu einer besseren technischen Verwendung der Kastanien kam. Den medizinisch wirkenden Klebstoff hat schon vor etwa zwei Menschenaltern ein gewisser Klose in Berlin hergestellt (Glibian); er wurde auf Heftpflastern wie so vieles gegen Rheumatismus gepriesen. Dem Genannten war aber auch gelungen, nach Auswässerung der Bitterstoffe aus den stärkemehlhaltigen Früchten ein für seine Bäckereien geeignetes Mehl herzustellen. Erst in den letzten Jahrzehnten haben andere wissenschaftliche Untersuchungen dazu geführt, die Kastanien durch Gewinnung von Stärke, Zucker und Alkohol und zur Anfertigung von Heilmitteln, Pottasche, Farbstoff, Seife und kosmetischen Präparaten auszunutzen.

Wenn man die chemische Zusammensetzung der Kastanienfrüchte herücksichtigt (sie enthalten in 50,8 Proz. Trodensubstanz 4,3 Proz. Eiweißstoffe, 1,6 Proz. Fett, 41,3 Proz. stickstofffreie Extraktstoffe, 1 Proz. Mineralien, 2 Proz. Rohfaser, also eine Zusammensetzung ähnlich der unseres Getreides), so muß man sich wundern, daß die Kofkastanie nicht weit mehr als Viehfutter nutzbar gemacht wird.

Zu den kastanienartigen Gewächsen gehören übrigens auch die Ehornbäume. Mehr oder dürftig der zur engeren Familie zählende *Rotholzbaum* (*Erythroxylon coca*) der Anden Südamerikas interessieren. Die Indianer beizen seine Blätter mit Kalz und genießen sie als — Kautabak. Die darin enthaltenen Alkaloide, *Kofain* und *Hygrin*, die eigentümlich berauschend auf das Nervensystem wirken, befähigen sie dann, auch schwere Arbeit mit Leichtigkeit zu verrichten. Seit der Wiener Professor Koller (1884) nachgewiesen hat, daß eine etwa zweiprozentige Lösung betäubend auf damit betupfte Hautstellen wirkt und schmerzempfindlich macht, ist das *Kofain* bei Operationen, besonders bei den Augen, zu großer Bedeutung gelangt.

Jetzt entfaltet die Kofkastanie, 20 bis 25 Meter hoch, ihre wundervollen Blütenfandelaber aus der pyramidenförmigen Blätterkrone. Es wäre wünschenswert, daß der Baum, der keine besonderen Anforderungen an die klimatischen Verhältnisse stellt, noch viel mehr bei uns angepflanzt und gepflegt würde, nicht nur seiner Schönheit, sondern auch seines Nutzens wegen.

## Das Brot.

Von Alfred Hehn.

Iwan schlich heim. Er hatte ein halbes Pfund Brot für 20 000 Rubel kaufen können, nachdem er drei Stunden gewartet, zwei Stunden sich geprügelt, dabei einen Rißer durch das Messer eines Kaufenden erhalten, dann die Fenstercheiben der Verkaufsstelle zerfchlagen, das Geld hingeworfen und das Brot ergriffen hatte; dann schrie es: „Polizei!“ er lief, lief, lief, ein Schuß zerfetzte seinen Mantel, aber er entkam. Nun war er zu Haus. Sein Weib — wie schlaff die jungen Brüste geworden sind und wie weif die süßen Blütenfelse der Hände — schrak vom Strohlager auf. Ein ausgeplünderter Lagerboden die Wohnung. Durch Dachlufen blinzelte fahl der regnerische Tag. „Nun wird die Erde weich für Maruscha, mein Kleines, mein Liebes . . .“ nickte die Frau; etwas ewig Stumpfes lag über ihrem Gesicht. Iwans Hände machten eine tröstende Geberde, die eine hielt das Brot — — da schnappte die schmale knöcherne Hand der jungen Frau danach, die Finger gruben sich wonnig tief in das knitschige Mehl und lechzend biß der grämige Mund hinein. Sie aß und schlang, schlang und aß. Wie in einem Kindesantlitz träumte auf dem ihrigen das Wohlgefühl des einen riesigen Appetit (hier aber war es Hunger) stillenden Schmaufens. Iwan sah lächelnd zu. Sie ward wieder schön. Dann wurde das Gesicht bange und trüb: Das Brot ward viel zu schnell kleiner und kleiner. Daß aber gar Iwan ein Stüchchen nötig hätte, der Gedanke kam ihr nicht. Nun sah sie, die Hände wohlrig vor dem Bauch gefaltet, den letzten Bissen recht oft im Munde wälzend, mit Zunge und Gaumen behaglich schmaugend. Und ihre braunen Augen leuchteten. . . . Iwan schaute mit großem, gutem Blick auf die Immer-schöner-Werdende. Abendsonne bricht durch das Grau des Regenhimmels. Und Gold fällt auf seines Weibes Blond. Da war's wie einst im Palais des Nikolai-Prospekts. Er sah nur diesen Frauentopf, umgoldet wie früher — die Lumpen am Leib der Frau verhauchten in der Dämmerung. So still glänzte es auch im Zimmer von ihrem Haar, wenn er aus dem Bureau heimkam. So friedfertig . . . Iwans Magen frampfte sich zusammen, aber sein Herz war weit. „Ganz fort ist das Glück nicht“, flüsterte er. „Iwan, ich habe dir nichts übrig gelassen?“ erinnerte sich die Frau plötzlich und ward rot vor Scham. — „Du bist so schön . . .“

## Requiem.

In der Wohnung des k. k. Kommerkompositours Wolfgang Amadeus Mozart in Wien erschien eines Tages im Jahre 1791 ein grau gekleideter Mann und erteilte mit geheimnisvoll wispernder Grabesstimme dem Meister den Auftrag, eine Seelenmesse zu komponieren. Er sollte sich jedoch keine Mühe geben, den Namen des Auftraggebers zu erfahren. Dieser werde das Geheimnis seines Namens niemals entschleiern.

Heute wissen wir, daß der Besteller guten Grund hatte, sich im Dunkel zu bergen.

Es war ein Graf Walsegg, der das Werk zur Totenfeier für seine Gemahlin als seine eigene Komposition aufführen lassen wollte, und der mystische Bote entpuppte sich unter dem Mikroskop der späteren Forschung als seiner gräßlichen Gnaden würdiger Kammerdiener.

Dem Meister Wolfgang, dessen Geist damals bereits ganz und gar in jenseitigen Welten weilte, erschien der geheimnisvolle Fremde aber als Sendbote des Todesengels; aus himmlischen Sphären kam ihm die Weisung, sich selbst die Totenmesse zu schreiben, auf daß er würdig sei, vor das Angesicht Gottes zu treten. Mehr und mehr wird seine Seele erfüllt von dem Todesgedanken. „Das Requiem schreibe ich für mich“, äußert er auf einem Spaziergange zu seiner Gattin.

Hat die deutsche Tonkunst nicht am Ende die Pflicht, jenem gräßlichen Fant ob seiner kindischen Eitelkeit dankbar zu sein?

Hätte der Meister die Sehnsucht des gläubigen Menschen, der sich seiner Unvollkommenheit bewußt ist, nach Erlösung durch die göttliche Gnade je in Klängen von solcher Inbrunst eingefangen, wenn ihm dabei der Tod der gewiß höchst ehrenwehren, zu ihren Ahnen versammelten Gräfin Walsegg vorgeschwebt hätte?

So müssen die Kleinen im Geiste — meistens sehr wider ihren Willen — dem Genie als Mittel dienen, um seine Sendung zu vollenden.

Heinz Mich a e l i s.

## In Fords Fabrik.

Von Friedrich Dessauer.

In Detroit borgte sich ein Ingenieur vor einiger Zeit von zögernden Leuten Geld zusammen, um das Modell zu bauen für ein kleines billiges Volksautomobil. Sein Gedanke ist der typisch amerikanische: das ganze Problem auf eine einfachste Formel zu bringen und dieser Formel alles unterzuordnen. Das heißt: ein einziges Automobil zu konstruieren, aber jedem Glied dieser einzigen Konstruktion die höchste Sorgfalt zuzuwenden, es einfach, gleichmäßig, automatisch herzustellen, nie abzuändern und dadurch die Kosten der Herstellung auf das äußerste herabzusetzen.

Heute steht in Detroit ein Ungeheuer von einer Automobilfabrik. Es spuckt mit seinen Zweigfabriken tagtäglich dreitausendfünfhundert Automobile in die Welt. Ford, der arme Ingenieur von neulich, gilt in Detroit als der United States reichster Mann.

Durch seine Fabrik bin ich stundenlang gewandert. Ein Transportband läuft entlang dem Boden in einer großen Halle. Zu beiden Seiten stehen Arbeiter mit Geräten und hinter ihnen oder an ihrer Seite Gestelle mit Teilen, die automatisch nachgeliefert werden. Am Anfang des Bandes wird ein Rahmen aufgelegt. Wir gehen langsam mit und sehen: ein Arbeiter fügt dem Rahmen ein Stück zu, der nächste, indem er zwei Schritte mitgeht, zieht ein Gewinde fest; auf der anderen Seite geschieht gleiches. Der Rahmen wächst im Gleiten. Kleine Teile werden mit der Hand, andere durch Hebezeuge daraufgesetzt; jeder Arbeiter faßt immer wieder an der gleichen Stelle an, immer das gleiche Teil, denselben Griff, den er geschieht, richtig und schnell machen kann. Jedes Teil, das kommt, muß natürlich auf Bruchteile eines Millimeters genau passen — d. h. alle Teile einer Art müssen durchaus gleichmäßig und präzise gearbeitet sein, sonst stockt das Ganze. Jetzt wird der Motor aufgesetzt. Zehn oder fünfzehn Arbeitsplätze weiter ist er fertig verbunden und verschraubt. Federn, Räder, Zündmagnet, Betriebskasten, Steuerung und Triebwerk — alles wurde auf diese Weise montiert. Zuletzt hebt ein Kran den Wagenaufbau auf die Maschine, er wird festgemacht, Polster, Laternen befestigt; ein Chauffeur springt auf, der Motor läuft an, und der fertige Wagen fährt mit eigener Kraft vom Ende des Transportbandes in den Fabrikhof, wo die Eisenbahnwagen bereitstehen.

So Stück um Stück hintereinander. Von diesem Band fünf-hundert im Tag. Im ganzen dreitausendfünfhundert täglich, das ist rund eine Million Automobile im Jahr. Sie sind klein, einfach, sehr gut im Material, zuverlässig. Gegen fünf Millionen Ford-Automobile laufen oder liefen auf der Erde.

Ihr Preis entspricht etwa einem Friedenswerte von 1500 bis 2000 M. Jetzt allerdings, bei einer Valuta von 300 M. für den Dollar, würde man 90 000 M. ausgeben müssen. Aber das ist kein Maßstab. Ford hat ein Volksauto gemacht — eine Idee, eine Formel durchgeführt mit ungeheurer Konsequenz. Denn mit dem Montagewunder ist es nicht getan. Das weit Schwerere ist die Durcharbeitung jedes einzelnen Teiles bis zur letzten Einheit. Eine ganze Fülle neuer Werkzeugmaschinen mußten erst erdacht und erbaut werden; denn alles Fabrikatorische macht hier die Maschine, der Arbeiter lenkt sie bloß. Es sitzen irgendwo in einem Ring 18 Schrauben. Eine Schraubenziehermaschine — die natürlich nur für dieses einzige Teil in der Welt verwertbar ist — zieht diese Schrauben auf einmal an. Natürlich geht dies nur, wenn das Material gleichmäßig ist, wenn automatische Kontrollen eingeschaltet sind. Riesige eigene Werkzeugmaschinenfabriken bauen diesem Werke die Geräte. Alles Material wird in eigenen Werkstätten hergestellt, damit es sicher pünktlich gleichmäßig eintrifft.

Die Menschen und die Milliarden, die er in den Dienst des Gedankens in einigen Jahren hineinzwang, sind phantastisch. Wie gering ist die Aussicht, selbst so etwas durchzusetzen. Ein Punkt konnte scheitern: Die Aufnahmefähigkeit des Marktes, eine konstruktive Klippe; eine fabrikatorische. Versagt irgend etwas, — alles ist verloren. Bei uns erlebt man, daß eine Idee nach Jahr und Tag doch siegt, nachdem sie ihrem Schöpfer und vielen naher zum Verhängnis wurde. Der letzte prostritiert dann von der Vorarbeit der Pioniere. Hier ist alles Einem gelungen.

Nun spielt das Auto hier eine ganz andere Rolle wie bei uns. Es ist ein Volksfahrzeug. Die Waschfrau kommt mit ihrem Ford angefahren und der Arbeiter. In einer dreitägigen Tour durch die Adirondak-Berge sah ich drei mit Pferden bespannte Wagen — aber wie viele Tausende von Automobilen ich sah, vermag ich nicht zu sagen. Sie fahren in Prozessionen; am Heuschuppen des Bauern steht ein Auto, damit fährt er seine Erzeugnisse zur Stadt.

Man hat natürlich keinen Chauffeur; der Arbeiter oder Doktor oder Geschäftsmann fährt zur Arbeitsstätte und läßt seinen Wagen, mit einem Sicherheitschloß gesperrt, außen im Freien auf der Straße stehen. Nach der Arbeit oder nach dem Theater steigt man wieder ein. Ueberall in den Städten sieht man Tausende von

Autos leer herumstehen. Natürlich gibt es Autodiebstähle als Spezialität. 300 Autos täglich werden in New York gestohlen. Das macht nichts. Es gibt da 300 000—400 000 Autos. Führt man täglich, so hat man Chance, alle drei bis vier Jahre einmal an die Reihe zu kommen.

Aus des Verfassers Reisebericht: „Auslandsrätsel“, das im Verlag von Jos. Köfel u. Friedr. Buefel in Kempten erschienen ist. Dessauer, der Leiter eines physikalisch-medizinischen Untersuchungs-Instituts, läßt darin in Briefform seine Reisen nach Nordamerika und Spanien miterleben. Als einer der ersten offiziellen deutschen Persönlichkeiten besuchte er nach dem Kriege die Vereinigten Staaten, sprach den Präsidenten Harding und sammelte an den Zentren des amerikanischen Lebens eigene Beobachtungen und Informationen. Er führt den Leser nicht nur in die amerikanischen Kliniken und Sanatorien, in Riesenwerke und in das Laboratorium des berühmten Erfinders Coolidge, er sängt das ganze breite amerikanische Leben in seinem Spiegel. Von spanischer Gastfreundschaft und spanischen Sympathien für die deutsche Wissenschaft erzählen die Briefe aus Spanien. Eine Reise durch Südspanien im Auto führt nach Toledo, Sevilla, Cordoba, Granada.

## In Sachen kontra Adam und Eva.

Von Ernst Grau.

Viele unter uns erinnern sich wohl noch aus der Religionsstunde her an die Geschichte von Adam und Eva, die aus dem Paradies auszuziehen mußten, weil sie an dem bewußten Apfel gelutscht und darauf die überaus dringende Anschaffung von Feigenblättern eingesehen hatten.

Nun, so einfach, wie man uns damals die Sache hinstellte, war sie in Wirklichkeit doch nicht.

Als nämlich der liebe Gott sein Paradies an das Ehepaar Adam und Eva vermietete, setzte er sie gleichzeitig als Verwalter und Portier ein und gewährte ihnen dafür freie Station und mietefreie Wohnung. Nur den bewußten Apfelbaum sollten sie nicht anrühren.

Das taten die beiden nun leider doch. Teils aus Neugier, teils aus Langeweile probierten sie auch von den verbotenen Äpfeln, weil ja bekanntlich verbotene Früchte am süßesten schmecken. Wer die Sache dann verpeßt hatte, kam nie recht heraus, jedoch erhielten sie vom lieben Gott die Aufforderung, das Paradies binnen vierundzwanzig Stunden zu räumen.

Das taten die beiden nun aber nicht, worauf der Erzengel Gabriel im Auftrage des lieben Gottes die Räumungsklage einleitete. Adam und Eva erhoben prompt Widerspruch, und so mußte denn die Angelegenheit vor dem Mieteinigungsamt zur Verhandlung kommen.

Adam, der sich die Schlange als Rechtsbeistand mitgebracht hatte, beantragte auf dem ersten Termin Vertagung. Seine Frau, so führte er aus, hätte unterwegs ihr Feigenblatt verloren und müsse sich nun erst ein neues anfertigen lassen. Diesem Antrage wurde stattgegeben, trotzdem der Erzengel Gabriel schärfsten Protest einlegte. Ein zweiter Termin sollte in vier Wochen stattfinden.

Im nächsten Termin erklärte sich das Mieteinigungsamt für nicht zuständig und verwies die Parteien an das ordentliche Gericht.

Endlich, im dritten Termin, konnte verhandelt werden. Der Erzengel Gabriel bestand auf Erfüllung der festgesetzten Paragraphen des Mietkontraktes, worauf die Schlange unter großem Beifall der Tribüne entgegnete, daß der Genuß der bewußten Äpfel geradezu eine Naturnotwendigkeit gewesen sei. Hätten die beiden nicht vom Baume der Erkenntnis gegessen, die Folgen wären gar nicht auszubedenken. Gar nicht davon zu reden, daß die Feigenblattindustrie dadurch einen ganz ungeheuren Aufschwung genommen habe.

Ein Urteil wurde aber wieder nicht gefällt. Denn der Gerichtshof war zu dem Beschluß gekommen, vorerst Sachverständige für Äpfelbäume und Feigenblätter zu hören.

Sechs Wochen später. Der vierte Termin. Trotz stundenlanger Referate der Sachverständigen war das Gericht noch immer schwankend. Denn einerseits war ja der liebe Gott nicht so ganz im Unrecht. Andererseits aber mußte man auch Adam Recht geben, der ausführte, er würde um des lieben Friedens willen gern ausziehen, wenn ihm der liebe Gott eine andere Wohnung zur Verfügung stelle. Außerdem behalte er sich noch eine besondere Klage auf Körperverletzung vor, da der liebe Gott ihm ohne seine Zustimmung auf operativem Wege eine Rippe herausgenommen habe. Daraus habe der liebe Gott dann Eva, seine bessere Hälfte, zurechtgezimmert, die ihm nun überhaupt die ganze Sache eingebrockt habe.

Die Verhandlungen zogen sich auf diese Weise bis spät in die Nacht hinein, wofür die Sachverständigen doppelte Gebühren berechneten. Und schließlich kam dann ein Vergleich zustande, worin sich die Beklagten Adam und Eva bereit erklärten, das Paradies zu räumen, während sich der liebe Gott verpflichten mußte, ihnen die übrigen fünf Erdteile dafür zur Verfügung zu stellen.

Und so geschah es denn auch.

Und wir, die wir zu den Nachkommen der beklagten Partei gehören, wir haben nun schon so oft ein Wiederaufnahmeverfahren dieser alten Streitsache beantragt.

Aber wir haben kein Glück damit.

Das Paradies blieb uns bis heute verschlossen. . . .

## Wissen und Schauen

Alfred Kubin über die Kunst der Irren. In der Psychiatrischen Klinik zu Heidelberg ist eine größere Sammlung von künstlerischen Arbeiten Irrender zusammengebracht worden, die bereits verschiedentlich ausgestellt war. Alfred Kubin, der Zeichner, der die Welt des Gespenstlichen, Spukhaften und Krankhaften so meisterhaft darzustellen weiß, hat diese Heidelberger Sammlung besichtigt und teilt im „Kunstblatt“ seine Eindrücke mit.

„Die Arbeiten berührten mich gewaltig stark durch ihre geheime Gesehmäßigkeit,“ schreibt er. „Wir standen vor Wundern des Künstlergeistes, die aus Tiefen jenseits alles Gedanklich-Ueberlegten heraufdämmern und im Schaffen und Anschauen beglücken müssen.“ Kubin charakterisiert dann einige dieser geistestranken Künstler, die alle Autobiografen sind. Von einem Kellner berichtet er: „Er arbeitet in Buntstift mosaikartige oder an Glasfenster erinnernde Stücke, ungehobene Schätze für die angewandte Kunst, z. B. das figurenreiche „Gnadenrätzel der Maria“, oder der Drache in seinen gewundenen Verankerungen, die ihn an der Erde festhalten. Die Wasserfarbenmalereien eines alten Mannes, der in der Anstalt als Greis starb, gemahnen an Stammbuchblätter aus dem Biedermeier in ihrer zierlichen Art, voll krauser Symbolik durch Verwendung des Gies, von Kreisen und Sternen. Wunderbar fein durchstrichelte Miniaturen in Sepia und Tusche mit dünnem Haarpinsel lassen an persische Miniaturen denken. Eine Reihe ist vom Zeichner „Schweißwunder in der Einlagefohle“ genannt: „Auf Schuheinlagefohlen mit Wischer und Stiften gezeichnete ornamentale Spielereien, die symmetrisch angelegten Ueberschneidungen oder Schweißflecke lassen die verschiedensten Köpfe, Gliedmaßen, Augen sichtbar werden.“ Den stärksten Eindruck hatte Kubin von den in Oelfarben und Fettkreiden gehaltenen Bildern eines Schlossers: „Man stellt eine unverkennbare Entwicklung fest, eine Steigerung in der Anwendung der Mittel, wie des malerischen Ausdrucks bis zu unerhörten Farbensymphonien. Meist sind es phantastisch-visionäre Dinge, um die es sich handelt, üppige Barock-Monumente. Man faßt sich an den Kopf bei dem Gedanken, daß dies ein Irrender gemacht haben soll! Uebermenschlich und grauenvoll wirkt die Halbfigur eines Verzweifelten mit brandrotem Haar, purpurner Jacke, seltsam verklammerten Händen. Die urwüchsige Erfindungskraft spricht für einen Meister ersten Ranges.“ Unter den plastischen Arbeiten erwähnt Kubin besonders mit dem Schnitzmesser gefertigte Holzarbeiten, die an die bekannten Höhen der Südeinsulaner denken lassen.

## Technik

Die Spaltung von Atomen. Die Atome der Elemente sind als kleine, aber massive Kerne definiert worden, die sich in einer Hülle negativer Elektronen befinden. Die Eigenschaften eines Elements hängen von dem Verhältnis des Kernes und der Zahl der äußeren Elektronen ab. Die Elemente können nach dem Gewicht und der Masse zahlenmäßig angeordnet werden, wobei Wasserstoff mit 1 an erster und Uranium mit 92 an letzter Stelle steht. Um die Atome zu zerkleinern, müssen starke Kräfte angewandt werden, um die zusammenhängenden Kerne auseinanderzutreiben. Hierzu zählt der Angriff der Alpha-Strahlen, und ein gelegentliches Eindringen eines Alpha-Teilchens führt die Zerstörung herbei. Auf diesem Wege konnte man Wasserstoffkerne von Stickstoffatomen, Fluor, Phosphor und Aluminium trennen, obwohl die Wirkung nur wenig bemerkbar wurde.

Elektrische Tauchkocher. Während bei den bisher üblichen Kochern der Boden für die Erhitzung des Inhalts benutzt wird, besorgt der Tauchkocher die Erwärmung durch Eintauchen in die Flüssigkeit. Dieser Kocher neuesten Modells hat die Form einer Spirale, deren Enden die beiden Pole darstellen. Das Heizelement besteht aus Nickelchromdraht für hohe, und Kupfernickel für niedrige Spannungen. Die Widerstandsdrähte sind mit Asbestfäden durchwoben, und das Ganze ist in eine nahtlose Umhüllung gebracht. Der Apparat hat eine Höhe von 5 Zentimeter und die gleiche Breite. Die geringsten Dimensionen gestatten die Erhitzung geringer Mengen von Flüssigkeiten ohne große Wärmeverluste.

## Himmelskunde

Die Plejaden vor 100 000 Jahren. Bei den Ausgrabungen in südfriantischen Höhlen, die einst von Urmenschen bewohnt waren, hat man an den Höhlenwänden auch Zeichnungen gefunden. Eine eigenartige Zusammenstellung von Punkten deutete man als Darstellung der Plejaden, und weil diese Urweltplejaden 10 Sterne zählen, während man jetzt allgemein die Plejaden als „Siebengestirn“ bezeichnet, glaubte man, daß die Urmenschen wohl schärfere Augen hatten als wir. Das hat den Heidelberger Astronom Max Münder auf die Idee gebracht, einmal nachzurechnen und nachzustrukturieren, wie eigentlich die Plejaden vor hunderttausend Jahren sich dem Auge dargeboten haben. Denn die Sterne dieses Sternbildes verschieben sich gegeneinander, langsam, aber beständig, wie ja auch andere Sternbilder, der Orion, die Kassiopeja usw. in einigen Tausenden von Jahren von dem heutigen Anblick recht verschieden aussehen werden. Die Fixsterne, die ihren Namen bekanntlich davon haben, daß sie „fix“, d. h. fest am Himmel stehen, sind eben durchaus nicht fix oder unverschiebbar, im Gegenteil, sie wandern ihre unbekannt Bahnen um ferne Zentren, und nur der große Abstand

macht es, daß die Bewegungen für uns so verschwindend klein erscheinen. Bei einer großen Zahl von sogenannten Fixsternen weiß man aber auf Grund langer Beobachtungen wenigstens, in welcher Richtung die Verschiebungen vor sich gehen. Zu diesen gehören die Sterne der Plejaden.

Man kann sich eine ungefähre Zeichnung machen, wie die Plejaden vor einer astronomisch nicht allzu langen Zeit, sagen wir in der Steinzeit des Menschengeschlechts, ausgesehen haben. In der Tat waren es damals zehn hellere Sterne, d. h. Sterne bis zur sechsten Größe, die man im allgemeinen als dem bloßen unbewaffneten Auge zugänglich ansieht. Die kleineren Sterne, die das Sternbild in großer Menge hat, bleiben unberücksichtigt. Von diesen zehn größeren Sternen ist einer abseits gewandert und gehört heute nicht mehr dazu. Die übrigen sind noch da, und Münder meint, wer sieben von ihnen mit bloßem Auge sieht, der müßte eigentlich auch neun erkennen, denn sie sind alle hell genug und keiner kleiner als sechster Größe. Bei der Festlegung auf sieben Sterne hat wohl die heilige mythische Siebenzahl mitgewirkt. Allerdings sind jetzt zwei Sterne einander so nahegerückt, daß man sie leicht als einen aufsaßt, und ein anderes Sternchen steht so nahe bei zwei etwas größeren, daß er daneben verblaßt. In der Konstellation der Urzeit war diese Stellung weniger gedrängt, so daß die Fehlzahl der damaligen Plejaden an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Schärfere Augen waren dazu nicht nötig. Es wäre denkbar, daß jene Höhlenmenschen den Sternhaufen der Plejaden, wie es auch jetzt noch geschieht, als Augenprüfer benutzt haben. Ob aber die Zeichnungen an den Höhlenwänden wirklich dem Bilde der Plejaden entsprechen, läßt sich erst sagen, wenn wir korrekte Abbildungen haben werden. Bis heute besitzen wir nur etwas unklare Mitteilungen.

## Naturwissenschaft

Warum man der Kage die Schelle umhängen muß. Das Sprichwort, daß man der Kage eine Schelle umhängt, birgt einen tieferen und segensreicheren Sinn als die meisten ahnen. Man verhindert nämlich auf diese Weise die Kage daran, den Vögeln nachzustellen. Das betont Rud. Zimmermann in einem Aufsatz der Zeitschrift „Naturschau“, in dem er sich mit der Frage des Vogelraubes durch Kagen und den dagegen zu ergreifenden Maßnahmen beschäftigt. Zunächst stellt er die überraschende Tatsache fest, daß die Kage gar kein so großer und grausamer Vogelfeind ist, wie man allgemein annimmt. Er hat durch Dressur Kagen dazu gebracht, alle tierische Beute abzuliefern und außerdem ihre vogelräuberischen Gelüste von frühester Jugend an bekämpft. Bei den 811 von einer Kage abgelieferten Beutetieren waren die Mäuse mit 712 Stück oder nahezu 88 Proz., Wildkaninchen mit 75 Stück oder 9 Proz. und Vögel mit nur 15 Stück oder nicht ganz 2 Proz. beteiligt. Bei einer anderen Kage, bei der die Erziehung noch nicht so durchgeführt war, betrug die Zahl der abgelieferten Vögel 12,5 Proz. Man kann den Kagen das Beschleichen von Vögeln abgewöhnen, indem man ihnen jedesmal, wenn man sie dabei ertappt, Schläge versetzt und den Vogel fortnimmt; sehr wirksam ist bei besonders vogelkühleren Kagen ein kräftiger Wasserguß, der diesen Tieren ja besonders unangenehm ist. Jedoch werden sich die wenigsten Beute die Mühe machen, die Kagen zur Enthaltensamkeit Vögeln gegenüber zu erziehen. Deshalb ist ein viel einfacheres und durchaus wirksames Mittel, das der Verfasser auf Grund vielfähriger Beobachtungen und Versuche empfiehlt: der Kage ein kleines Glöckchen umzuhängen.

Die Befürchtung, daß die Kage an dem die Locke tragenden Halsband hängen bleiben und sich erwürgen könnte, ist vollkommen grundlos. Der Kage wird aber dadurch nur der Vogelraub unmöglich gemacht, während sie am Mäusefang gar nicht behindert ist. Das erklärt sich daraus, daß die Kage den Vogel beschleicht, der gegen das Klingeln des Glöckchens besonders empfindliche Vogel spürt seine Feindin schon aus großer Entfernung. Die Maus aber wird von der Kage meistens durch Abblauern am Bau erbeutet; sie ist dabei gegen die Töne des Glöckchens ziemlich unempfindlich und wird daher trotzdem die sichere Beute der Kage, die somit ihre sehr wichtige Mäusejagd ruhig ausüben kann. Die schlimmsten Berührungen unter den Vögeln richten aber freilich nicht die Haustaken an, sondern die herrenlosen, frei herumlaufenden Kagen. Diese bilden die größte Gefahr für die Vogelwelt, und deshalb sollte man ihnen schonungslos zu Leibe gehen.

Nachtigall-Kanarienhähne. Früher hat Dr. Rux erklärt, man solle die Versuche, Kanarienhähnen Nachtigallengesang durch Vorklagen beizubringen, als hoffnungslos aufgeben. Der Vogelzüchter K. Reich glaubte jedoch den Grund des bisherigen Mißlingens gefunden zu haben. Die Nachtigall singt kaum zwei Monate im Jahre. Der junge Kanarienhahn bedarf aber einer bedeutend längeren Sänftuna. Er hat kaum die „Grundschule“ hinter sich, wenn sein Lehrmeister verstummt. Im nächsten Jahre ist es zu spät, um mit dem Unterricht fortzufahren, weil der Kanarienhahn dann bereits seinen eigenen Schlag entwickelt hat. In jahrelangen Mühen gelang es Reich, die Sangesperiode seiner Nachtigallen zu verschieben, so daß er Hähne erhielt, die in der Zeit von Mai bis Juli, andere die von Juni bis August, wieder andere von August bis Oktober sangen. Nun standen immer Lehrmeister zur Verfügung. Die Hauptschwierigkeit war überwunden, und die Zucht konnte beginnen. Wie der „Rosmos“ berichtet, ist K. Reich bereits so weit, daß seine bestmöglichen Kanarienhähne schon selbst als Lehrmeister in der „Grundschule“ Verwendung finden! Nur um die Reinheit des Nachtigallenschlages immer zu vervollkommen, findet die Nachtigall später noch als Vorkläger Verwendung.